

campus



Klaus Werle **DIE**



PERFEKTIONIERER



Warum der Optimierungswahn uns schadet -
und wer wirklich davon profitiert

Einleitung

Die subtile Diktatur des Machbaren

»Warum kann's nicht perfekt sein?
Schau, der Himmel ist sternenklar,
Schenk' uns noch ein Glas Sekt ein,
wenn das grad' keine Sternschnuppe war.«

Die Ärzte: »Perfekt«

Um 6.23 Uhr klingelt bei Sabine und Thomas Müller der Wecker, und sie schlurfen in ihr siebeneinhalb Quadratmeter großes Badezimmer. Es folgen Morgenkuss, Morgenkaffee und Morgenstau, den sie in ihrem Golf ergeben absitzen. Die rund acht Arbeitsstunden vor dem Rechner werden unterbrochen vom Kantinenbesuch; es gibt Thomas' Lieblingsessen: Schnitzel. Abends, zurück in der 90-Quadratmeter-Wohnung, schauen sie fern. Vielleicht gehen sie noch aus, wobei Sabine an einem Abend häufiger das Lokal wechselt und Thomas mehr Geld für Bier ausgibt. Gut gelaunt kommen sie zurück. Weil es einer von zwei Tagen pro Woche ist, an denen sie Sex haben, verzögert sich der Moment, in dem sie wegschlummern, um 36 Minuten. Es ist 23.38 Uhr.¹

Die Müllers sind Durchschnittsdeutsche, ein statistisches Konstrukt, zusammengebastelt aus Daten und Umfragen. Sie bestimmen, was produziert, gedacht und gesendet wird. Thomas ist der »König von Deutschland«, schreibt der *Spiegel*, und Sabine ist seine Königin. Im Großen und Ganzen leben die Müllers in einer gemütlichen Zeit, mit ihrem Leben ist alles in Ordnung. Und doch wird man sie in der Realität kaum finden. Das liegt nicht nur an ihrem Dasein als Konstrukt, sondern vor allem daran, dass niemand sein möchte wie sie: Durchschnitt ist ein Schimpfwort. Es klingt nach Stillstand und Ödnis. Thomas Müller, der König von Deutschland, ist ein König ohne Reich.

Leben, das ist nicht Golf, Schnitzel und zweimal pro Woche Sex. Es ist etwas, das die meisten Menschen möglichst erfolgreich absolvieren wollen. »Make the most of now«, verlangte Vodafone einst und wechselte dann zu »Es ist Deine Zeit«, was weniger drastisch klingt, aber

immer noch ziemlich fordernd ist. Nike hatte die Latte schon früher deutlich höher gesetzt: »You don't win silver, you lose gold«.

Die Aufforderung, das Beste aus dem eigenen Leben zu machen, ist so etwas wie das letzte Glaubensbekenntnis einer Zeit, in der die großen Ideologien verschwunden sind. Zwar ist das von manchen prophezeite »Ende der Geschichte« nicht eingetreten. Doch die gesellschaftlichen Alternativen haben sich entweder im Selbstversuch erledigt (Kommunismus), sind unvereinbar mit westlichem Denken (chinesische und russische Autokratie) oder wirken gar zu gestrig (religiöser Fundamentalismus). Geblieben ist die Erfolgskombination von Demokratie und Marktwirtschaft. Zuletzt wurde ihr Nimbus vielleicht ein wenig angekratzt – doch Boom und Crash gehören seit jeher zum Betriebssystem dazu. So läuft, von einigen Feinjustierungen abgesehen, der Kapitalismus weiter wie gehabt; ein ernst zu nehmender Ersatz ist nicht in Sicht. Länder wie China, Russland oder manche Golfstaaten versuchen sich an einer autokratischen Variante ohne allzu viel lästige Demokratie. Die Grundlagen der Marktwirtschaft aber stellt niemand wirklich infrage.

Eines ihrer wichtigsten Prinzipien lautet: Jeder kann alles schaffen, wenn er nur will. Das ist natürlich eine Illusion – allerdings eine mächtige. Und ganz falsch ist sie auch nicht: Die Spielräume sind größer, die Gesellschaft ist durchlässiger geworden. Früher wurde Schuster, wer als Schustersohn geboren wurde. Heute kann er eine neue Software entwickeln und Bill Gates II. werden. Er kann bei RTL anrufen und ein zweiter Mark Medlock werden. Oder ein Stipendium für Harvard ergattern und es zum Chef eines DAX-Konzerns bringen.

Wenn es also etwas wie ein allgemeines Credo in den westlichen Demokratien gibt, dann dieses: Du musst immer besser werden. Die Möglichkeiten sind da – also nutze sie. Das neue Leitbild ist das des Menschen als Unternehmer seiner selbst, der unentwegt nach Möglichkeiten sucht, sein Potenzial noch besser auszuschöpfen. Der sein Leben optimiert.

Daran ist im Grunde nichts falsch, schließlich ist der Wunsch nach Verbesserung Triebfeder für Kreativität, Innovation und Fortschritt. Doch das Streben nach Perfektion hat in den vergangenen Jahren völlig

neue Dimensionen erreicht. Es zieht sich durch sämtliche Bereiche unseres Daseins. Bessere Jobs, mehr Gehalt, attraktivere Körper, schlauere Kinder, schöneres Haus – Tausende Ratgeber wiederholen das immergleiche Mantra: Du bist nicht so glücklich, wie du sein könntest. Und dass du es nicht bist, ist deine eigene Schuld. Denn das perfekte Leben ist machbar, jeder ist seines Glückes Schmied. Du musst es nur wollen.

Das ist die gute Nachricht. Die schlechte ist: Weil jeder die Chance hat, den Jackpot des Lebens zu knacken, ist die Konkurrenz gewaltig. Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs konnte die Globalisierung so richtig durchstarten. Kapital, Arbeitskraft, Güter und Informationen waren weltweit verfügbar, wodurch auch der Wettbewerb weltumspannend wurde. Die Staaten bauten ihre Systeme um und ermöglichten – beziehungsweise forderten – größere Flexibilität und Autonomie des Einzelnen.

Chancen und Risiken schnellten gleichermaßen in die Höhe, ebenso die Möglichkeiten, uns mit anderen zu vergleichen. Mit dem Ziel, besser zu sein, origineller, perfekter. So wächst der Druck: Einerseits zeigen uns Gates, Medlock, Ackermann und Co., dass die Welt uns zu Füßen liegt, wenn wir uns nur genug reinhängen. Andererseits hören wir: Der Chinese hat nur drei Tage Urlaub im Jahr; die Wettbewerber kommen nicht aus Bielefeld und Chemnitz, sondern aus Delhi und Schanghai. Wirtschaftliche Krisen verstärken den Effekt noch. Und wer erfolgreich bleibt, der hat sich vielleicht einfach nicht genug angestrengt.

Unterschiedliche Faktoren wirken heute zusammen und fördern einen Hang zur Perfektionierung, wie es ihn nie zuvor gab. Da ist das Internet, das Arbeit und Konsum von zeitlichen und geografischen Grenzen befreit und uns zur bestinformierten Generation aller Zeiten gemacht hat – die Welt ist flach geworden. Da ist das Versprechen vom sozialen Aufstieg, da ist der extreme Individualisierungsschub. Und da ist, allem voran, der große Wertewandel zu mehr Selbstverwirklichung und mehr Verantwortung für das eigene Leben. »Jeder ist seines Glückes Schmied« – in der Best-of-Gesellschaft ist das nicht nur ein Versprechen, sondern auch eine Pflicht.

Wir haben verstanden – und werden immer perfekter. Oft ist uns der

Drang zur Optimierung kaum noch bewusst, weil er längst verinnerlicht ist. Im Alltag fahnden wir auf dem Wochenmarkt nach den Ingredienzen für das »Perfekte Dinner«, stählen unermüdlich unsere Körper und suchen bei psychischen Problemen Unterstützung bei einem Coach.

Wir studieren an Elite-Unis, häufen Praktika und Zusatzqualifikationen an, um jobmäßig vorn zu bleiben. Unseren Nachwuchs lassen wir im Kindergarten Chinesisch lernen – und wenn er es mit sechs noch nicht kann, fragen wir besorgt den Psychologen, was man gegen diese offenkundige Lernschwäche tun könne. Weil wir so viel Sport treiben, leben wir länger, aber leider fehlt uns das Geld für den Ruhestand. Also durchforsten wir das Internet nach den perfekten Aktientipps für die Altersvorsorge. Und wenn wir sterben, buchen wir eine Weltraumbestattung oder wenigstens einen Platz im Friedenswald. Nach einem perfekten Leben darf der Tod nicht abfallen.

Wie unser eigener Berater durchleuchten wir das »Projekt Ich« nach Verbesserungspotenzial und schlummernden Chancen. Wenn wir schon Unternehmer unserer selbst sind, dann wollen wir auch eine ordentliche Rendite erwirtschaften. Das Streben nach Perfektionierung ist zum kategorischen Imperativ des 21. Jahrhunderts geworden.

Bringt uns das weiter, macht es uns zufriedener? Vielleicht, irgendwie, irgendwann. Sicher ist aber: Von der Sucht nach Perfektion profitieren zunächst andere. Eine Industrie aus privaten Bildungsanbietern, Ratgebern und selbst ernannten Glücksexperten zum Beispiel. Oder die Unternehmen, für die wir uns im Studium perfekt aufstellen, im Beruf das Letzte geben und denen wir im Konsumalltag als aktive Kunden freudig teure Serviceleistungen abnehmen. Dazu der Staat, der weniger für Gesundheit und Renten ausgeben muss, sowie ganze Branchen, die vom Wunsch nach dem Besonderen und ethisch Guten leben.

Dabei passiert etwas Merkwürdiges: Was einer Volkswirtschaft als Ganzem nutzt, bringt dem Einzelnen nicht zwangsläufig die erhofften Vorteile. Dann nämlich nicht, wenn er versucht, allen gerecht zu werden, mit dem Ergebnis, dass er nichts richtig kann. Während also ringsum alle möglichen Spieler profitieren, drohen wir selbst uns in den

Paradoxien der Perfektion zu verheddern. Denn das Streben nach Perfektionierung ist im Kern eine Strategie zur Risikovermeidung: Anstatt aus Fehlern zu lernen, wollen wir erst gar keine machen und verpassen die Chance, uns weiterzuentwickeln. Weil wir stets allen Ansprüchen genügen wollen, vergessen wir, uns auf das zu konzentrieren, was uns Spaß macht und worin wir wirklich gut sind. Weil wir permanent Schwächen ausbügeln, können wir unsere Stärken nicht ausspielen. Vor allem aber: Wenn alle den gleichen Idealen nacheifern, sind am Ende möglicherweise alle perfekt – aber nicht mehr einzigartig. Das ursprüngliche Ziel der Optimierung, etwas Besonderes zu sein, bewirkt den gegenteiligen Effekt: Wenn niemand mehr Thomas Müller sein will, sind nachher alle Thomas Müller.

Dieses Buch beschreibt, warum das Streben nach Perfektionierung zum sozialen Credo wurde, wie es sich durch alle Bereiche unseres Lebens zieht und wer davon profitiert. Es zeigt die Konsequenzen für eine Gesellschaft, in der aus dem Drang zur Perfektion ein Zwang wird. Und es analysiert die Folgen für jeden Einzelnen, der sich im Bewusstsein, als kluger Akteur sein Leben zu optimieren, seinen persönlichen Zielen oft selbst in den Weg stellt. Manchmal ist gut einfach besser als perfekt.